



Produktivität und produktive Orientierung

Erich Fromm
2003z-d

Signifikante Texte aus seinem Werk ausgewählt von Rainer Funk. Erstveröffentlichung in *Fromm Forum* (deutsche Ausgabe), Nr. 7 (2003), Tübingen (Selbstverlag), S. 2-13. - Bitte die Quellenvermerke am Ende der Texte beachten.

Copyright © für diese Zusammenstellung 2003 und 2011 by The Literary Estate of Erich Fromm, c/o Rainer Funk, Ursrainer Ring 24, D-72076 Tübingen, E-Mail: frommfunk[at-symbol]aol.com.

1. Was nicht unter „Produktivität“ zu verstehen ist

Um Missverständnissen vorzubeugen, zu denen das Wort „Produktivität“ verleiten könnte, mag es angebracht sein, kurz auf das einzugehen, was *nicht* unter Produktivität verstanden wird.

Allgemein verbindet sich das Wort „Produktivität“ mit Kreativität, insbesondere mit künstlerischer Kreativität. Der echte Künstler ist tatsächlich der überzeugendste Repräsentant von Produktivität. Doch nicht alle Künstler sind produktiv. Ein konventionelles Gemälde kann z. B. nichts anderes als die technische Fähigkeit zum Ausdruck bringen, auf ein Stück Leinwand die Ähnlichkeit eines Menschen in der Art einer Photographie zu reproduzieren. Ein Mensch kann aber auch produktiv erleben, sehen, fühlen und denken, ohne deshalb die Gabe zu besitzen, etwas Sichtbares oder Mitteilbares zu schaffen. *Produktivität ist eine Haltung, zu der jeder Mensch fähig ist, sofern er nicht geistig oder seelisch verkrüppelt ist.*

Der Ausdruck „produktiv“ wird leicht mit „aktiv“ verwechselt, ebenso „Produktivität“ mit „Aktivität“. Beide Worte können synonym gebraucht werden (z. B. bei Aristoteles). Im modernen Sprachgebrauch bezeichnet „Aktivität“ jedoch häufig das strikte Gegenteil von „Produktivität“. Gemeinhin wird „Aktivität“ als eine Verhaltensweise definiert, die mittels eines Energieaufwandes eine bestehende Situation verändert. Im Gegensatz hierzu wird ein Mensch als passiv bezeichnet, der eine bestehende Situation nicht ändern oder sichtbar beeinflussen kann, sondern durch außer ihm liegende Kräfte beeinflusst oder geschoben wird. Dieser geläufige Begriff der Aktivität zieht lediglich den tatsächlichen Energieverbrauch und die hierdurch bewerkstelligte Veränderung in Betracht. Ein Unterschied zwischen den vorhandenen psychischen Umständen, die diese Aktivität bestimmen, wird nicht gemacht.

Ein, wenn auch etwas abwegiges, Beispiel nicht-produktiver Aktivität ist die Aktivität eines unter Hypnose stehenden Menschen. Ein solcher kann im Trancezustand die Augen offen halten, er kann gehen, reden und handeln: Er „ist aktiv“. Auf ihn würde die allgemeine Definition des Begriffes „Aktivität“ zutreffen, denn er verbraucht Energie, und eine Veränderung wird ebenfalls herbeigeführt. Betrachten wir jedoch den besonderen



Charakter und die Art dieser Aktivität, so kommen wir zu dem Ergebnis, dass nicht der Hypnotisierte der eigentliche Akteur ist, sondern der Hypnotiseur, der mit Hilfe der Suggestion durch ihn aktiv ist. Die hypnotische Trance ist zwar ein künstlicher Zustand, aber sie bietet trotz ihrer Außergewöhnlichkeit ein gutes Beispiel für eine Situation, in der ein Mensch aktiv ist, ohne in Wirklichkeit der Akteur zu sein. Seine Aktivität wird durch Kräfte hervorgerufen, die sich seiner Kontrolle entziehen.

Ein häufiger Fall nicht-produktiver Aktivität ist die Reaktion auf eine akute oder chronische, bewusste oder unbewusste Angst, die oft die Ursache der wilden Geschäftigkeit des heutigen Menschen ist. Im Unterschied zu dieser durch Angst motivierten Aktivität gibt es, wenn auch oft mit ihr vermischt, eine andere Form der Aktivität, die auf Unterwerfung unter eine Autorität oder auf Abhängigkeit von einer Autorität beruht. Diese Autorität kann gefürchtet, bewundert oder „geliebt“ werden (meist trifft das eine wie das andere zu); die eigentliche Ursache der Aktivität aber ist formal wie inhaltlich der Befehl der Autorität. Der Mensch ist aktiv, weil es die Autorität von ihm fordert, und er tut, was die Autorität ihm zu tun befiehlt. Diese Aktivität findet man beim autoritären Charakter. Für ihn heißt Aktivität, im Auftrage eines anderen zu handeln, der mehr als er selbst ist. Dies kann im Namen Gottes, der Vergangenheit, der Pflicht geschehen, aber nie in seinem eigenen Namen. Den Antrieb zum Handeln erhält er von einer höheren Macht, die weder angreifbar noch änderbar ist; daher kann er keine spontanen Impulse aus seinem eigenen Innern beachten.

Der unterwürfigen Aktivität ähnelt die Automaten-Aktivität. Man findet hier zwar kein Abhängigkeitsverhältnis von einer äußeren Autorität, dafür aber von einer anonymen Autorität, wie etwa der öffentlichen Meinung, kulturellen Verhaltensmustern, dem gesunden Menschenverstand oder der Wissenschaft. Der Mensch fühlt oder tut, was er tun und fühlen soll. Seiner Aktivität fehlt es an Spontaneität, und zwar insofern, als diese Aktivität ihren Ursprung nicht in seiner eigenen geistigen und seelischen Erfahrung hat, sondern von einer außerhalb von ihm liegenden Quelle herrührt.

Eine der stärksten Quellen der Aktivität sind irrationale Leidenschaften. Der Mensch, der von Geiz, Masochismus, Neid, Eifersucht oder anderen Formen der Gier getrieben wird, handelt unter Zwang. Sein Handeln ist weder frei noch vernünftig, es steht vielmehr im Widerspruch zur Vernunft und zu den Interessen, die er als menschliches Wesen hat. Ein Mensch, der von solchen Trieben besessen ist, wiederholt sich selbst; sein Verhalten wird mehr und mehr starr und stereotyp. Er ist zwar aktiv, aber doch nicht produktiv.

Obwohl der Ursprung dieser Aktivität irrational ist und die Handelnden in ihrem Tun weder frei noch vernünftig sind, führt ihr Handeln doch oft zu wichtigen praktischen Ergebnissen, sogar zu materiellen Erfolgen. Bei dem Begriff „Produktivität“ haben wir es nicht mit Aktivität zu tun, die unbedingt zu praktischen Ergebnissen führen muss, sondern mit einer Haltung, einer Reaktions- und Orientierungsweise der Welt und sich selbst gegenüber im Prozess des Lebens. Wir beschäftigen uns also mit dem *Charakter des Menschen, nicht mit seinem Erfolg.*

(*Psychoanalyse und Ethik* (1947a), GA II, S. 57-59.)

2. Produktivität als spontanes Bezogensein



Die Geschichte des Menschen als eines gesellschaftlichen Wesens begann damit, dass er aus einem Zustand des Einsseins mit der Natur heraustrat und sich seiner selbst als einer von der ihn umgebenden Natur und seinen Mitmenschen abgesonderten Größe bewusst wurde. Allerdings blieb dieses Bewusstsein während langer Geschichtsperioden sehr vage und unbestimmt. Noch immer blieb der einzelne an die Welt der Natur und an die Gesellschaft, aus der er hervorgegangen war, gebunden, und wenn er sich auch bis zu einem gewissen Grad bewusst war, eine separate Größe zu sein, so fühlte er sich doch gleichzeitig als Teil der ihn umgebenden Welt. Der Prozess der immer stärkeren Loslösung des Individuums von seinen ursprünglichen Bindungen, den wir als „Individuation“ bezeichnen können, scheint in den Jahrhunderten zwischen der Reformation und der Gegenwart seinen Höhepunkt erreicht zu haben.

In der Lebensgeschichte des einzelnen begegnen wir dem gleichen Prozess. Ein Kind wird geboren, wenn es mit seiner Mutter keine Einheit mehr bildet und zu einer von ihr getrennten biologischen Größe wird. Obwohl diese biologische Trennung den Anfang der individuellen menschlichen Existenz darstellt, bleibt das Kind doch, was seine Lebensfunktionen anbetrifft, noch ziemlich lange eine Einheit mit seiner Mutter.

In dem Maße wie der einzelne - bildlich gesprochen - die Nabelschnur, die ihn mit der Außenwelt verbindet, nicht völlig durchtrennt hat, ist er noch nicht frei; andererseits verleihen ihm diese Bindungen Sicherheit und Verwurzelung. Ich möchte die Bindungen, die bestehen, bevor der Prozess der Individuation zur völligen Loslösung des Individuums geführt hat, als „primäre Bindungen“ bezeichnen. Sie sind organisch in dem Sinne, als sie ein Bestandteil der normalen menschlichen Entwicklung sind; sie implizieren einen Mangel an Individualität, aber sie verleihen dem Betreffenden auch Sicherheit und ermöglichen ihm eine Orientierung. Es sind jene Bindungen, die das Kind mit der Mutter, den Angehörigen eines primitiven Stammes mit seiner Sippe und der Natur oder den mittelalterlichen Menschen mit der Kirche und seinem sozialen Stand verbinden. Ist einmal das Stadium der völligen Individuation erreicht und hat sich der einzelne von diesen primären Bindungen gelöst, so sieht er sich vor eine neue Aufgabe gestellt: Er muss sich jetzt in der Welt orientieren, neu Wurzeln finden und zu einer neuen Sicherheit auf andere Weise gelangen, als dies für seine vorindividuelle Existenz charakteristisch war. Freiheit hat demnach jetzt eine andere Bedeutung als vor dieser Entwicklungsstufe. [...]

Je mehr das Kind heranwächst und sich von den primären Bindungen löst, um so mehr entwickelt sich bei ihm ein Suchen nach Freiheit und Unabhängigkeit. Aber wir können das Schicksal dieses Suchens nur ganz verstehen, wenn wir uns die Dialektik im Prozess der zunehmenden Individuation klarmachen. Dieser Prozess hat zwei Aspekte. Der eine besteht darin, dass das Kind körperlich, seelisch und geistig kräftiger wird. In jedem dieser Bereiche nehmen Intensität und Aktivität zu. Gleichzeitig werden die Sphären immer mehr integriert. Es entwickelt sich eine organisierte Struktur, die vom Willen und von der Vernunft des Betreffenden gelenkt wird. Wenn wir dieses organisierte und integrierte Ganze der Persönlichkeit als das Selbst bezeichnen, so können wir auch sagen, dass *die eine Seite des Wachstumsprozesses der Individuation das Wachstum der Stärke des Selbst ist*. Dem Wachstum der Individuation und des Selbst sind Grenzen gesetzt, teils durch individuelle Bedingungen, aber im wesentlichen durch die gesellschaftlichen Umstände. Denn wenn auch die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen in dieser Hinsicht groß erscheinen mögen, so kennzeichnet doch jede Gesellschaft ein gewisses In-



dividuationsniveau, über das der normale einzelne nicht hinausgelangen kann. Der andere Aspekt des Individuationsprozesses ist die *zunehmende Vereinsamung*. Die primären Bindungen bieten Sicherheit und eine ursprüngliche Einheit mit der Welt außerhalb. Je mehr das Kind aus dieser Welt herauswächst, desto mehr merkt es, dass es allein und eine von allen anderen getrennte Größe ist. Diese Lostrennung von einer Welt, die im Vergleich zur eigenen individuellen Existenz überwältigend stark und mächtig, oft auch bedrohlich und gefährlich ist, erzeugt ein Gefühl der Ohnmacht und Angst. Solange man ein integrierter Teil jener Welt war und sich der Möglichkeiten und der Verantwortlichkeit individuellen Tuns noch nicht bewusst war, brauchte man auch keine Angst davor zu haben. Ist man erst zu einem Individuum geworden, so ist man allein und steht der Welt mit allen ihren gefährlichen und überwältigenden Aspekten gegenüber.

Es kommen Impulse auf, die eigene Individualität aufzugeben und das Gefühl der Einsamkeit und Ohnmacht dadurch zu überwinden, dass man völlig in der Außenwelt aufgeht. Diese Impulse und die neuen Bindungen, die sich daraus ergeben, sind jedoch mit den primären, im Wachstumsprozess gelösten Bindungen nicht identisch. Genau wie ein Kind physisch niemals in den Mutterleib zurückkehren kann, so kann es auch psychisch den Individuationsprozess niemals wieder rückgängig machen. Alle Versuche, es doch zu tun, nehmen daher zwangsläufig den Charakter einer Unterwerfung an, bei dem der grundsätzliche Widerspruch zwischen der Autorität und dem Kind, das sich unterwirft, nie beseitigt wird. Bewusst mag das Kind sich sicher und zufrieden fühlen, aber unbewusst merkt es, dass es dies mit dem Preis der Stärke und Integrität seines Selbst bezahlen muss. So hat die Unterwerfung genau das Gegenteil dessen zur Folge, was damit beabsichtigt war: Sie vergrößert die Unsicherheit des Kindes und erzeugt gleichzeitig Feindseligkeit und Aufbegehren, was um so Angst erregender ist, als es sich eben gegen die Personen richtet, von denen das Kind auch weiterhin - oder wieder erneut - abhängig ist.

Aber die Unterwerfung ist nicht der einzige Weg, der Einsamkeit und der Angst zu entgehen. Der andere Weg - der einzige, der *produktiv* ist und nicht mit einem unlösbaren Konflikt endet - besteht darin, dass man mit seinen Mitmenschen und der Natur spontan in Beziehung tritt, und zwar in eine Beziehung, welche den einzelnen mit der Welt verbindet, ohne seine Individualität auszulöschen. Diese Art der Beziehung - deren beste Äußerungsformen Liebe und produktive Arbeit sind - wurzelt in der Integration und Stärke der Gesamtpersönlichkeit, weshalb ihr dieselben Grenzen gesetzt sind wie dem Wachstum des Selbst.

(*Die Furcht vor der Freiheit* (1941a), GA I, S. 231-235.)

3. Produktivität als Tätigsein aus eigenem Antrieb

Macht die Freiheit von allen primären Bindungen den Menschen so einsam und isoliert, dass er unausweichlich in eine neue Knechtschaft hineinfliehen muss? Sind *Unabhängigkeit* und Freiheit gleichbedeutend mit *Isolierung* und Angst? Oder gibt es einen Zustand der positiven Freiheit, in dem der einzelne Mensch als unabhängiges Selbst existiert und trotzdem nicht isoliert ist, sondern mit der Welt, mit den anderen Menschen und mit der Natur vereint ist?



Wir glauben auf diese Frage eine positive Antwort geben zu können, dass nämlich der Prozess der wachsenden Freiheit kein Teufelskreis ist und dass der Mensch frei und trotzdem nicht allein, kritisch und doch nicht voller Zweifel, unabhängig und doch ein integraler Teil der Menschheit sein kann. Diese Freiheit kann der Mensch dadurch erlangen, dass er sein Selbst verwirklicht, dass er er selbst ist. Was ist unter der Verwirklichung des Selbst zu verstehen? Die Philosophen des Idealismus waren der Ansicht, dass man nur durch intellektuelle Einsicht zur Selbstverwirklichung gelangen könne. Sie betonten nachdrücklich, dass die menschliche Persönlichkeit in Natur und Vernunft gespalten sei und dass die Vernunft die menschliche Natur unterdrücken und unter Aufsicht halten könne. Die Folge dieser Aufspaltung war jedoch, dass nicht nur das Gefühlsleben des Menschen, sondern auch seine intellektuellen Fähigkeiten verkrüppelt wurden. Dadurch, dass die Vernunft zum Wächter über ihren Gefangenen, die Natur, gesetzt wurde, wurde sie selbst zum Gefangenen; und so verkrüppelten beide Seiten der menschlichen Persönlichkeit - Vernunft und Gefühlsleben. Wir glauben, dass die Verwirklichung des Selbst nicht nur durch einen Akt des Denkens, sondern auch durch die Verwirklichung der gesamten Persönlichkeit zustande kommt, wenn der Mensch nämlich alle seine emotionalen und intellektuellen Möglichkeiten tätig zum Ausdruck bringt. Diese Möglichkeiten stecken in jedem, sie werden aber nur in dem Maße verwirklicht, als sie einen Ausdruck finden. Mit anderen Worten: *Die positive Freiheit besteht im spontanen Tätigsein (activity) der gesamten, integrierten Persönlichkeit.*

Wir kommen hier auf eines der schwierigsten Probleme der Psychologie zu sprechen, auf das Problem der Spontaneität. [...] Spontanes Tätigsein ist die freie Aktivität des Selbst im Sinne der lateinischen Wurzel des Wortes *sponte*, was wörtlich soviel bedeutet wie „aus freien Stücken“.

Unter Tätigsein bzw. Aktivität verstehen wir nicht, dass jemand „irgend etwas tut“; es handelt sich vielmehr um das kreative Tätigsein, das sowohl im emotionalen, als auch im intellektuellen Bereich, sowohl im sinnlichen Bereich, als auch in dem des Willens wirkt. Voraussetzung für diese Spontaneität ist, dass man die Persönlichkeit in ihrer Totalität annimmt und die Spaltung zwischen „Vernunft“ und „Natur“ beseitigt; denn nur wenn der Mensch nicht wesentliche Teile seines Selbst verdrängt, nur wenn er sich selbst transparent wird und nur wenn er die verschiedenen Sphären seines Lebens grundsätzlich integriert hat, ist spontanes Tätigsein möglich.

Die Spontaneität ist in unserer Kultur zwar eine relativ seltene Erscheinung, doch fehlt sie immerhin nicht ganz. Ich möchte nur einige Beispiele dafür anführen:

Erstens kennen wir Menschen, die diese Spontaneität besitzen oder doch besaßen, deren Denken, Fühlen und Handeln Ausdruck ihres Selbst und nicht Ausdruck eines Automaten ist. Bei solchen Menschen handelt es sich meistens um Künstler. Tatsächlich kann man den Künstler geradezu als einen Menschen definieren, der sich spontan auszudrücken weiß. Wenn wir diese Definition akzeptieren - und Balzac hat ihn genau so definiert -, dann muss man auch gewisse Philosophen und Wissenschaftler als Künstler bezeichnen, während wieder andere sich von ihnen so sehr unterscheiden wie ein altmodischer Fotograf von einem schöpferischen Maler. Es gibt andere Menschen, denen zwar die Fähigkeit - oder vielleicht auch nur die notwendige Übung - fehlt, sich in einem objektiven Medium auszudrücken, wie der Künstler das tut, die aber trotzdem die gleiche Spontaneität besitzen. Die Lage des Künstlers ist jedoch prekär, denn man pflegt nur die



Individualität oder die Spontaneität des erfolgreichen Künstlers zu respektieren; gelingt es ihm nicht, seine Kunstwerke zu verkaufen, so bleibt er für seine Zeitgenossen ein „Spinner“ oder ein „Neurotiker“. Der Künstler befindet sich in dieser Hinsicht in einer ähnlichen Lage wie der Revolutionär. Der erfolgreiche Revolutionär ist ein Staatsmann, der erfolglos ist ein Verbrecher.

Auch kleine Kinder bieten Beispiele von Spontaneität. Sie haben die Fähigkeit, *wirklich eigene* Gefühle und Gedanken zu haben. Diese Spontaneität zeigt sich an dem, was sie sagen und denken, und in den Gefühlen, die sich auf ihrem Gesicht ausdrücken. Wenn man sich fragt, was die kleinen Kinder für die meisten Menschen so anziehend macht, so ist es meiner Meinung nach - von sentimental und konventionellen Gründen abgesehen - eben diese Spontaneität. Sie spricht jeden stark an, der selbst noch nicht so abgestorben ist, dass er kein Gefühl mehr dafür hat. Tatsächlich gibt es nichts Anziehenderes und Überzeugenderes als Spontaneität, mag man sie nun bei einem Kind, bei einem Künstler oder auch bei anderen Menschen finden, die nicht zu dieser Alters- oder Berufsgruppe gehören.

Die meisten von uns erleben wenigstens Augenblicke eigener Spontaneität, die wir gleichzeitig als Augenblicke echten Glücks empfinden. Ganz gleich, ob wir das frische, spontane Erlebnis einer Landschaft haben, ob uns eine Erkenntnis als Ergebnis unseres Nachdenkens dämmert, ob wir ein sinnliches Vergnügen erleben, das nicht stereotyper Art ist, oder ob die Liebe zu einem anderen Menschen plötzlich in uns aufquillt - in solchen Augenblicken wissen wir alle, was ein spontanes Erlebnis ist, und wir haben vielleicht eine Ahnung davon, was das menschliche Leben sein könnte, wenn solche Erfahrungen nicht so selten wären und so wenig gepflegt würden.

Weshalb ist spontanes Tätigsein eine Lösung für das Problem der Freiheit? Wir sagten, dass die negative Freiheit allein den Menschen zu einem isolierten Wesen macht, dessen Beziehung zur Welt distanziert und voller Misstrauen ist, und dessen Selbst schwach und ständig bedroht ist. Spontanes Tätigsein ist der einzige Weg, auf dem man die Angst vor dem Alleinsein überwinden kann, ohne die Integrität seines Selbst zu opfern, denn in der spontanen Verwirklichung des Selbst vereinigt sich der Mensch aufs neue mit der Welt - mit dem Menschen, der Natur und sich selbst. Die wichtigste Komponente einer solchen Spontaneität ist die Liebe - aber nicht die Liebe, bei der sich das Selbst in einem anderen Menschen auflöst, und auch nicht die Liebe, die nur nach dem Besitz des anderen strebt, sondern die Liebe als spontane Bejahung der anderen, als Vereinigung eines Individuums mit anderen auf der Basis der Erhaltung des individuellen Selbst. Die dynamische Eigenschaft der Liebe liegt eben in dieser Polarität, die darin besteht, dass sie aus dem Bedürfnis entspringt, die Absonderung zu überwinden und zum Einssein zu gelangen und trotzdem die eigene Individualität nicht zu verlieren. Die andere Komponente ist die Arbeit - aber nicht die Arbeit als zwanghafte Aktivität, die nur dazu dient, dem Alleinsein zu entfliehen, nicht die Arbeit, die einerseits die Natur beherrschen möchte und die andererseits die von Menschen geschaffenen Produkte vergötzt oder sich zum Sklaven dieser Produkte macht, sondern die Arbeit als Schöpfung, bei der der Mensch im Akt der Schöpfung eins wird mit der Natur. Was für die Liebe und die Arbeit gilt, gilt für jedes spontane Tätigsein, ob es sich nun um sinnliche Freuden oder um die Teilnahme am politischen Gemeinschaftsleben handelt. Sie bejaht die Individualität des Selbst und eint es zugleich mit den anderen Menschen und der Natur. Die der



Freiheit innewohnende grundsätzliche Dichotomie - die Geburt der Individualität und der Schmerz des Alleinseins - wird auf höherer Ebene durch das spontane Tätigsein des Menschen aufgelöst.

Bei jedem spontanen Tätigsein nimmt der Mensch die Welt in sich auf. Dabei bleibt nicht nur sein individuelles Selbst intakt, es wird stärker und gefestigter. *Denn das Selbst ist stark genau in dem Maße, wie es aktiv-tätig ist.* Echte Kraft liegt nicht im Besitz als solchem, weder im materiellen Besitz noch im Besitz seelischer Qualitäten wie Emotionen oder Gedanken. Auch der Gebrauch oder die Manipulation von Objekten verleiht keine Kraft. Was wir benutzen, gehört nicht deshalb uns, weil wir es benutzen. Nur das gehört uns, auf das wir durch unser schöpferisches Tätigsein genuin bezogen sind, ob es sich nun um einen Menschen oder einen unbelebten Gegenstand handelt. Nur jene Eigenschaften, die aus unserem spontanen Tätigsein resultieren, verleihen unserem Selbst Kraft und bilden daher die Grundlage seiner Integrität. Die Unfähigkeit, spontan zu handeln und das zum Ausdruck zu bringen, was man genuin fühlt und denkt, und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, anderen und sich selbst ein Pseudo-Selbst zu präsentieren, sind die Wurzeln des Gefühls von Minderwertigkeit und Schwäche. Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht, es gibt nichts, dessen wir uns mehr schämen, als nicht wir selbst zu sein, und es gibt nichts, was uns stolzer und glücklicher macht, als das zu denken, zu fühlen und zu sagen, was wirklich unser Eigentum ist.

Dies impliziert, dass es auf das Tätigsein als solches ankommt, auf den Prozess und nicht auf das Resultat. In unserer Kultur ist das Gewicht genau umgekehrt verteilt. Wir produzieren nicht, um konkrete Bedürfnisse zu befriedigen, sondern zu dem abstrakten Zweck, unsere Ware zu verkaufen. Wir haben das Gefühl, alle materiellen und auch alle immateriellen Dinge durch Kauf erwerben zu können, und so werden die Dinge zu unserem Eigentum unabhängig davon, ob wir uns auf schöpferische Weise um sie bemühen. Ebenso betrachten wir unsere persönlichen Eigenschaften und den Erfolg unserer Bemühungen als Ware, die man für Geld, Prestige und Macht verkaufen kann. So verschiebt sich das Gewicht von der augenblicklichen Befriedigung, welche eine kreative Tätigkeit verleiht, auf den Wert des fertigen Produkts. Dabei geht dem Menschen die einzige Befriedigung verloren, die ihn wirklich glücklich machen kann - das Augenblickserlebnis des Tätigseins - und er jagt hinter einem Phantom her, das ihn enttäuscht, sobald er es erreicht zu haben glaubt - das trügerische Glück, genannt Erfolg.

Wenn der Mensch durch spontanes Tätigsein sein Selbst verwirklicht und auf diese Weise zur Welt in Beziehung tritt, hört er auf, ein isoliertes Atom zu sein, er und die Welt werden Teil eines strukturierten Ganzen, er hat seinen ihm zukommenden Platz in der Welt, womit auch seine Zweifel an sich selbst und am Sinn seines Lebens verschwinden. Diese Zweifel entspringen seiner Absonderung und der Vereitelung seines Lebens. Die Zweifel schwinden, sobald er es fertig bringt, nicht mehr unter Zwang und automatisch, sondern spontan zu leben. Er erlebt sich dann als tätiges und schöpferisches Individuum und erkennt, dass *das Leben nur den einen Sinn hat: den Vollzug des Lebens selbst.*

(*Die Furcht vor der Freiheit* (1941a), GA I, S. 367-370.)



4. Produktivität als Praxis der dem Menschen eigenen Kräfte

In meiner Untersuchung des *produktiven Charakters* [...] will ich das Wesen des vollentwickelten Charakters untersuchen, der das Ziel jeder menschlichen Entwicklung ist und zugleich dem Ideal der humanistischen Ethik entspricht. [...] Der Mensch ist nicht nur ein vernunftbegabtes und soziales Lebewesen. Er kann auch als produzierendes Lebewesen begriffen werden, das dank seiner Vernunftbegabung und seines Vorstellungsvermögens Stoffe umformen kann. Er *kann* nicht nur produzieren, er muss produzieren, um überhaupt leben zu können. Die materielle Produktion ist jedoch nur das häufigste Kennzeichen für Produktivität als einen Aspekt des Charakters.¹ Die produktive Orientierung bezieht sich auf eine fundamentale Haltung, nämlich auf die Form der *Bezogenheit* in allen Bereichen menschlicher Erfahrung. Sie betrifft geistige, gefühlsmäßige und sensorische Antworten auf Menschen, Gegenstände und auf sich selbst. Produktivität ist die Fähigkeit des Menschen, seine Kräfte zu gebrauchen und die in ihm liegenden Möglichkeiten zu verwirklichen. Wenn wir sagen, der Mensch muss *seine* Fähigkeiten gebrauchen, so heißt dies, dass er frei sein muss und von niemandem abhängen darf, der ihn und seine Kräfte beherrscht. Es bedeutet ferner, dass er von Vernunft geleitet ist, da er seine Kräfte nur dann gebrauchen kann, wenn er weiß, worin sie bestehen, wie sie gebraucht werden müssen und wofür sie dienen sollen. Produktivität bedeutet, dass der Mensch sich selbst als Verkörperung seiner Kräfte und als Handelnder erlebt; dass er sich mit seinen Kräften eins fühlt und dass sie nicht vor ihm verborgen und ihm entfremdet sind. [...]

Produktivität ist die Realisierung der dem Menschen eigenen Möglichkeiten, also der Gebrauch der *eigenen Kräfte*. Doch was ist „Kraft“ (*power*)? Es wirkt wie Ironie, dass dieses Wort zwei sich widersprechende Bedeutungen hat: *Kraft zu etwas* = Fähigkeit (*capacity*) und *Kraft über etwas* = Beherrschung (*domination*). Dieser Widerspruch ist jedoch besonderer Art. „Kraft“ = „Beherrschung“ resultiert aus der Lähmung von „Kraft“ = „Fähigkeit“. „*Kraft über etwas*“ ist die *Verkehrung (perversion)* von „*Kraft zu etwas*“. Die Befähigung des Menschen, seine Kräfte produktiv zu gebrauchen, ist seine Stärke (*potency*), die Unfähigkeit hierzu seine Ohnmacht (*impotence*). Seine Verstandeskraft kann das Außen der Erscheinungen durchdringen und ihr Wesen begreifen. Seine Liebeskraft kann die Wand einreißen, die den einen Menschen vom anderen trennt. Seine Kraft zur Imagination kann Dinge schauen, die noch nicht existieren; er kann planen und damit zu schaffen beginnen. Wo diese Stärke fehlt, verkehrt sich die *Bezogenheit* des Menschen zur Welt in den Wunsch, sie zu beherrschen, über andere Macht zu haben, als ob sie Gegenstände wären. Beherrschung ist mit Tod verbunden; Stärke mit Leben. Beherrschung hat ihren Ursprung in Ohnmacht und verstärkt diese; denn wenn ein Mensch einen anderen zu Dienstleistungen zwingen kann, wird sein eigener Antrieb zur Produktivität immer noch mehr gelähmt. [...]

Nun erhebt sich die Frage, ob es etwas gibt, was der produktive Mensch *produziert*. Wenn ja, was? Der Mensch kann zwar dank seiner Produktivität materielle Dinge, Kunstwerke und Gedankensysteme erzeugen, aber *der wichtigste Gegenstand der Pro-*

¹ Der hier verwendete Begriff „Produktivität“ stellt eine Erweiterung der Begriffe „Spontaneität“ und „spontanes Tätigsein“ dar, wie ich sie in *Die Furcht vor der Freiheit* (E. Fromm, 1941a) gebraucht und beschrieben habe.



duktivität ist der Mensch selbst.

Die Geburt ist nur ein bestimmter Punkt innerhalb eines Kontinuums, das mit der Empfängnis einsetzt und mit dem Tode endet. Was sich dazwischen abspielt, ist ein Prozess, in dem die eigenen Möglichkeiten geboren werden, in dem alles, was in den beiden Zellen potentiell gegeben ist, zum Leben erweckt wird. Während das physische Wachstum selbsttätig abläuft, sofern die entsprechenden Bedingungen bestehen, entwickelt sich das Geistig-Seelische nicht selbsttätig. Damit die emotionalen und intellektuellen Möglichkeiten des Menschen zum Leben kommen und sein Selbst geboren wird, ist produktives Tätigsein erforderlich. dass die Entwicklung des Selbst niemals endet, gehört zur Tragödie der Situation des Menschen. Selbst unter günstigsten Bedingungen wird immer nur ein Teil der vorhandenen Möglichkeiten realisiert. Jeder Mensch stirbt, bevor er ganz geboren ist.

(Psychoanalyse und Ethik (1947a), GA II, S. 56-57, 59 und 61.)

5. Produktivität als Fähigkeit, die Wirklichkeit sowohl reproduktiv als auch generativ wahrnehmen zu können

Wie setzt sich der Mensch zur Welt in Beziehung, wenn er seine Kräfte produktiv gebraucht?

Der Mensch kann das außerhalb des eigenen Ich Liegende auf zweierlei Art erleben: *reproduktiv*, indem er die Wirklichkeit so wahrnimmt, wie es der Film tut, der eine genaue Reproduktion der photographierten Wirklichkeit zeigt (allerdings erfordert auch eine rein reproduktive Wahrnehmung die aktive Teilnahme des Geistes); *generativ*, indem er die Wirklichkeit aufnimmt, belebt und durch die spontane Tätigkeit der eigenen Geistes- und Gefühlskräfte neu erschafft. Jeder Mensch reagiert bis zu einem gewissen Grade sowohl auf die eine wie auf die andere Weise, aber es bestehen große Unterschiede in bezug auf das Gewichtsverhältnis der beiden Erfahrungsweisen. Manchmal ist eine der beiden verkümmert; das Studium derart extremer Fälle, bei denen entweder die reproduktive oder die generative Art kaum vorhanden ist, bietet die beste Möglichkeit, jedes der beiden Phänomene für sich zu verstehen.

Die relative Verkümmern der generativen Art ist in unserer Kultur häufig. Ein Mensch kann durchaus befähigt sein, Dinge zu erkennen, wie sie sind oder wie sie seiner Kultur entsprechend angeblich sind, aber nicht imstande sein, seine Wahrnehmung von innen heraus neu zu beleben. Das ist der perfekte „Realist“. Er sieht alles, was an der Oberfläche zu erkennen ist, ist aber unfähig, zum Wesentlichen vorzudringen und kann sich nichts vorstellen, was noch nicht offensichtlich ist. Er sieht das Einzelne, nicht aber das Ganze; sieht die Bäume, nicht aber den Wald. Realität ist für ihn lediglich die Summe dessen, was sich schon vergegenständlicht hat. Einem solchen Menschen fehlt es nicht an Einbildungskraft, aber seine Einbildungskraft ist berechnend, weil sie alle bekannten und existierenden Faktoren zusammenfasst und daraus die zukünftige Auswirkung folgert.

Dagegen ist ein Mensch geistesgestört, der nicht mehr fähig ist, die Wirklichkeit zu sehen. Der psychotische Mensch baut sich eine innere Wirklichkeit, in die er volles Vertrauen zu haben scheint. Er lebt in dieser eigenen Welt, und die üblichen Wirklichkeitsfaktoren, die von allen Menschen wahrgenommen werden, sind für ihn unwirklich.



Wenn ein Mensch Dinge sieht, die in der Wirklichkeit nicht existieren, sondern ausschließlich das Produkt seiner Einbildungskraft sind, hat er Halluzinationen; er legt die Ereignisse entsprechend seinen eigenen Gefühlen aus, ohne Bezug oder wenigstens ohne eigentliches Verhältnis zu dem, was in Wirklichkeit vor sich geht. Ein Paranoiker kann sich verfolgt glauben und in einer zufälligen Bemerkung die Absicht hören, dass er gedemütigt oder beseitigt werden soll. Das Fehlen eindeutiger Bekundungen dieser Absicht bedeutet für ihn keinen Gegenbeweis; er ist fest davon überzeugt, dass der wahre Sinn der Bemerkung klar ersichtlich sei, wenn man näher hinsehe, obwohl ihre Oberfläche harmlos erscheinen mag. Für den psychotischen Menschen ist die tatsächliche Wirklichkeit ausgelöscht und eine innere Wirklichkeit ist an ihre Stelle getreten.

Der „Realist“ sieht nur die Oberfläche der Dinge; er sieht die äußere Welt, kann sie geistig mit photographischer Genauigkeit reproduzieren und kann handeln, indem er Menschen und Dinge so behandelt, wie sie auf dieser Reproduktion abgebildet sind. Der Geisteskranke aber ist unfähig, die Realität wirklichkeitsgemäß zu sehen; er nimmt die Wirklichkeit nur als Symbol und Widerspiegelung seiner inneren Welt wahr. Beide Menschen sind krank. Die Krankheit des Psychotikers, der den Kontakt mit der Realität verloren hat, ist der Art, dass er für die Gesellschaft untauglich wird. Die Krankheit des „Realisten“ läßt ihn als menschliches Wesen verarmen. Zwar wird er in seinen gesellschaftlichen Funktionen nicht beeinträchtigt; aber da seiner Auffassung der Wirklichkeit jede Tiefe und Perspektive fehlt, ist sie derart entstellend, dass er irren muss, wenn es sich um mehr handelt, als um das Fertigwerden mit unmittelbar gegebenen Tatsachen und naheliegenden Zielen. *„Realismus“ scheint das gerade Gegenteil von Geistesgestörtheit zu sein, und doch ist er nur dessen Komplementärscheinung.*

Das wirkliche Gegenteil von „Realismus“ und Geistesgestörtheit ist Produktivität. Der normale Mensch kann sich zur Welt in Beziehung setzen, indem er sie so wahrnimmt, wie sie ist, und sie zugleich dank seiner eigenen Kräfte belebt und bereichert. Ist eine dieser beiden Fähigkeiten verkümmert, so ist der Betreffende krank. Der normale Mensch aber hat beide, wobei allerdings die eine oder die andere überwiegen kann. Das Vorhandensein beider Fähigkeiten, der reproduktiven und der generativen, ist eine Voraussetzung für „Produktivität“; es sind die beiden Pole, deren dynamische Wechselwirkung die Quelle der Produktivität ist. Mit dieser Feststellung möchte ich darauf hinweisen, dass Produktivität nicht die Summe oder Kombination beider Fähigkeiten ist, sondern etwas Neues, das aus dieser Wechselwirkung entsteht.

(Psychoanalyse und Ethik (1947a), GA II, S. 59-61.)

6. Produktivität als „seelische Gesundheit“ und „reife Entwicklung“

Diejenigen Bedürfnisse, die der Mensch mit dem Tier gemeinsam hat - Hunger, Durst und das Bedürfnis nach Schlaf und sexueller Befriedigung - sind deshalb wichtig, weil sie im chemischen Haushalt seines Körpers wurzeln und übermächtig werden können, wenn sie unbefriedigt bleiben. [...] Aber selbst die volle Befriedigung dieser Bedürfnisse gewährleistet noch nicht die geistige und seelische Gesundheit. Diese hängt von der Befriedigung jener Bedürfnisse und Leidenschaften ab, die spezifisch menschlich sind und den Bedingungen der menschlichen Situation entstammen: des Bedürfnisses nach Bezogenheit, nach Transzendenz, nach Verwurzelung, nach Identitätserleben und nach einem



Rahmen der Orientierung und einem Objekt der Hingabe.

Psychologisch gesehen ist die Lösung, die der Mensch für seine physiologischen Bedürfnisse gefunden hat, höchst einfach; es gibt hier nur gesellschaftliche und wirtschaftliche Schwierigkeiten. Dagegen ist es äußerst kompliziert, eine Lösung für seine menschlichen Bedürfnisse zu finden. Es hängt von vielen Faktoren und nicht zuletzt von der Art ab, wie seine Gesellschaft organisiert ist, und davon, welchen Einfluss diese Organisation auf die menschlichen Beziehungen hat, die in ihr bestehen.

Die psychischen Grundbedürfnisse, die den Besonderheiten der menschlichen Existenz entstammen, müssen in der einen oder anderen Form befriedigt werden, wenn der Mensch nicht psychisch krank werden soll, genauso wie seine physiologischen Bedürfnisse befriedigt werden müssen, wenn er am Leben bleiben soll. Aber die psychischen Bedürfnisse können *auf vielfältige Art* befriedigt werden, und die verschiedenen Arten der Befriedigung unterscheiden sich voneinander, je nach dem Grad der seelischen Gesundheit. Wenn eines der Grundbedürfnisse unerfüllt bleibt, ist die Folge eine Geisteskrankheit [Psychose]. Wenn es nur auf eine für die menschliche Natur unbefriedigende Weise erfüllt wird, so hat das eine Neurose zur Folge (entweder in manifester Form oder in Form eines gesellschaftlich vorgeprägten Defekts). Der Mensch muss auf andere Menschen bezogen sein. Ist er dies jedoch auf eine symbiotische oder entfremdete Weise, so verliert er seine Unabhängigkeit und Integrität. Er ist dann schwach, er leidet und wird feindselig und apathisch. Nur wenn er liebend mit anderen in Beziehung treten kann, fühlt er sich eins mit ihnen und bewahrt sich gleichzeitig seine Integrität. Mit der Natur tritt er nur durch produktive Arbeit in Beziehung, nur so wird er eins mit ihr und geht trotzdem nicht in ihr unter. Solange der Mensch inzestuös an die Natur, an die Mutter oder an die Sippe bzw. den Klan gebunden bleibt, ist die Entwicklung seiner Individualität und seiner Vernunft blockiert. Er bleibt dann die hilflose Beute der Natur und kann sich trotzdem niemals eins mit ihr fühlen. Nur wenn er seine Vernunft und seine Liebe entwickelt, nur wenn er die natürliche und die gesellschaftliche Welt auf menschliche Weise erfahren kann, kann er sich auch in sich selbst zu Hause und sicher und als Herr seines Lebens fühlen. Es erübrigt sich fast, darauf hinzuweisen, dass von den beiden möglichen Formen der Transzendenz die Destruktivität zum Leiden und die Kreativität zum Glück führt. Es ist auch leicht einzusehen, dass nur ein in der Erfahrung der eigenen Kräfte gründendes Identitätserleben den Menschen stark macht, während alle Formen des Identitätsgefühls, die auf der Gruppe basieren, den Menschen abhängig und daher schwach bleiben lassen. Schließlich kann er ja nur in dem Maß, wie er die Realität wirklich erfasst, die Welt zu *seiner eigenen* machen. Solange er in Illusionen lebt, wird er niemals die Bedingungen ändern, die diese Illusionen notwendig machen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich der Begriff „seelische Gesundheit“ aus den Bedingungen der menschlichen Existenz selbst ergibt und dass er für alle Menschen gilt, unabhängig von allen Zeiten und Kulturen. *Seelische Gesundheit ist gekennzeichnet durch die Fähigkeit zu lieben und etwas zu schaffen, durch die Loslösung von den inzestuösen Bindungen an Klan und Boden, durch ein Identitätserleben, das sich auf die Erfahrung seiner selbst als dem Subjekt und dem Urheber der eigenen Kräfte gründet, durch das Begreifen der Realität innerhalb und außerhalb von uns selbst, das heißt durch die Entwicklung von Objektivität und Vernunft. [...]*

Gleichgültig, ob wir von „seelischer Gesundheit“ oder von einer „reifen Entwick-



lung“ der Menschheit sprechen, der Begriff der seelischen Gesundheit oder der Reife ist ein objektiver Begriff, zu dem wir durch die Untersuchung der „Situation des Menschen“ und der sich daraus ergebenden menschlichen Notwendigkeiten und Bedürfnisse gelangt sind. [...] Hieraus folgt, dass man die seelische Gesundheit nicht als „Anpassung“ des einzelnen an die Gesellschaft definieren kann, sondern dass man sie ganz im Gegenteil als *die Anpassung der Gesellschaft an die Bedürfnisse des Menschen definieren muss* und dass es dabei darum geht, ob die Gesellschaft ihre Rolle erfüllt, die Entwicklung der seelischen Gesundheit zu fördern, oder ob sie dieser Entwicklung hinderlich ist. Ob ein Mensch gesund ist oder nicht, ist in erster Linie keine individuelle Angelegenheit, sondern hängt von der Struktur seiner Gesellschaft ab. Eine gesunde Gesellschaft fördert die Fähigkeit des einzelnen, seine Mitmenschen zu lieben, schöpferisch zu arbeiten, seine Vernunft und Objektivität zu entwickeln und ein Selbstgefühl zu besitzen, das sich auf die Erfahrung der eigenen produktiven Kräfte gründet. Ungesund ist eine Gesellschaft, wenn sie zu gegenseitiger Feindseligkeit und zum Misstrauen führt, wenn sie den Menschen in ein Werkzeug verwandelt, das von anderen benutzt und ausgebeutet wird, wenn sie ihn seines Selbstgefühls beraubt und es ihm nur insoweit lässt, als er sich anderen unterwirft und zum Automaten wird. Die Gesellschaft kann beide Funktionen erfüllen: Sie kann die gesunde Entwicklung des Menschen fördern, und sie kann sie behindern. Tatsächlich tun die meisten Gesellschaften beides, und die Frage ist nur, in welchem Maß und in welcher Richtung sie ihren positiven und ihren negativen Einfluss ausüben.

(*Wege aus einer kranken Gesellschaft* (1955a), GA IV, S. 51f. und 54f.)

7. Produktivität als biophile Orientierung

Die Biophilie, die Liebe zum Lebendigen [...] besteht nicht aus einem einzigen Wesenszug, sondern sie stellt eine totale Orientierung, eine alles bestimmende Art zu leben dar. Sie manifestiert sich in den körperlichen Prozessen eines Menschen, in seinen Gefühlen, seinen Gedanken und Gesten; die biophile Orientierung drückt sich im ganzen Menschen aus. In ihrer elementarsten Form kommt sie in der Tendenz zu leben zum Ausdruck, wie sie bei jedem lebendigen Organismus zu finden ist. [...] Wir beobachten diese Tendenz zu leben bei jeglicher belebten Substanz um uns; beim Gras, das sich durch Steine hindurch seinen Weg zum Licht und Leben sucht; beim Tier, das bis zum letzten kämpft, um dem Tod zu entrinnen; beim Menschen, der fast alles tut, um sich am Leben zu erhalten.

Die Tendenz, das Leben zu erhalten und sich gegen den Tod zu wehren, ist die elementarste Form der biophilen Orientierung und aller lebenden Substanz eigen. Insofern es sich dabei um eine Tendenz handelt, das Leben zu *erhalten* und sich gegen den Tod zu *wehren*, stellt sie nur *einen* Aspekt des Lebenstriebes dar. Der andere Aspekt ist positiver: Die lebende Substanz hat die Tendenz zur Integration und Vereinigung; sie tendiert dazu, sich mit andersartigen und gegensätzlichen Wesenheiten zu vereinigen und einer Struktur gemäß zu wachsen. Vereinigung und integriertes Wachstum sind für alle Lebensprozesse charakteristisch, und dies trifft nicht nur für die Zellen zu, sondern auch für das Fühlen und Denken. [...]

Die produktive Orientierung ist die volle Entfaltung der Biophilie. Wer das Leben liebt, fühlt sich vom Lebens- und Wachstumsprozess in allen Bereichen angezogen. Er



will lieber neu schaffen als bewahren. Er vermag zu staunen und erlebt lieber etwas Neues, als dass er in der Bestätigung des Altgewohnten Sicherheit sucht. Das Abenteuer zu leben ist ihm mehr wert als Sicherheit. Seine Einstellung zum Leben ist funktional und nicht mechanisch. Er sieht das Ganze und nicht nur seine Teile, er sieht Strukturen und nicht Summierungen. Er möchte formen und beeinflussen mit Liebe, Vernunft und Beispiel und nicht mit Gewalt, nicht indem er die Dinge auseinander nimmt und auf bürokratische Weise die Menschen verwaltet, so als ob es sich um Dinge handelte. Er erfreut sich am Leben und allen Lebensäußerungen mehr als an bloßen Reizmitteln.

(Die Seele des Menschen (1964a), GA II, S. 185f.)

Um über die Liebe zum Leben zu sprechen, müssen wir uns zuerst darüber verständigen, was wir unter Leben verstehen. Es hat den Anschein, als wäre dies leicht. So läßt sich sagen, Leben sei das Gegenteil von Tod. Ein lebendiger Mensch oder ein lebendiges Tier können sich selbst bewegen und auf Reize reagieren. Ein toter Organismus kann solches nicht, ja, er zerfällt und hat nicht einmal wie ein Stück Holz oder ein Stein Bestand. Sicherlich ist es grundsätzlich möglich, Leben so zu definieren. Ich möchte jedoch das Besondere von Leben ein wenig genauer bestimmen: Leben hat immer die Tendenz, zu vereinen und zur Ganzheit zu kommen. Anders formuliert heißt dies, Leben ist notwendigerweise ein Prozess ständigen Wachstums und Wandels. Hören Wachstum und Veränderung auf, tritt der Tod ein. Leben wächst aber nicht wild und unstrukturiert; jedem Lebewesen ist eine eigene Form und Struktur zu eigen, die in seinen Chromosomen eingepflanzt ist. Es kann vollständiger und vollkommener wachsen, aber es kann nicht zu etwas heranwachsen, was in ihm nicht angelegt ist.

Leben ist immer ein Prozess - ein Prozess von Veränderung und Entfaltung und auch ein Prozess ständiger Interaktion zwischen der gegebenen Struktur und der Umwelt, in die etwas hineingeboren wird. Aus einem Apfelbaum kann nie ein Kirschbaum werden, doch Apfel- oder Kirschbaum können mehr oder weniger schöne Bäume werden, je nach der konstitutionellen Ausstattung und den Umweltbedingungen, in denen sie wachsen. Feuchtigkeit und Sonneneinstrahlung, die sich für die eine Pflanze segensreich auswirken, können für eine andere zum Verderben werden. Nicht anders ist es beim Menschen; leider nur wissen die meisten Eltern und Lehrer über das, was für den Menschen gut ist, weit weniger, als ein Gärtner über seine Pflanzen weiß. [...]

Wenn jemand über einen anderen Menschen sagt, dass dieser „wirklich das Leben liebt“, dann verstehen die meisten Menschen, was damit gemeint ist. Wir stellen uns dann einen Menschen vor, der alles liebt, was wächst und lebendig ist; wir haben jemanden vor Augen, der vom Wachsen eines Kindes, vom Erwachsenwerden, von einer Idee, die Gestalt annimmt, von einer im Wachsen begriffenen Organisation angezogen wird. Für einen solchen Menschen wird selbst das, was nicht lebendig ist, wie ein Stein oder das Wasser, zu etwas Lebendigem. Das, was lebendig ist, zieht ihn an, und zwar nicht, weil es groß und mächtig ist, sondern weil es lebendig ist. Oft läßt sich der, der das Leben liebt, an seinem Gesichtsausdruck erkennen. Seine Augen und seine Haut strahlen etwas aus; in ihm und um ihn herum leuchtet etwas. Wenn Menschen sich „verlieben“, dann lieben sie das Leben. Diese Liebe zum Leben ist der Grund für ihre gegenseitige Anziehung. Ist ihre Liebe zum Leben zu schwach, dann verliert sich das Verliebtsein wieder, und sie können nicht verstehen, warum ihre Gesichter zwar noch die glei-



chen, aber doch nicht mehr die gleichen sind.

Ist die Liebe zum Leben etwas, das allen Menschen, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, zu eigen ist? Es wäre schön, wenn dies so wäre, doch leider gibt es auch Menschen, die nicht das Leben lieben, sondern statt dessen Totes, Zerstörung, Krankheit, Verfall, Desintegration „lieben“. Sie werden nicht von Wachstum und Lebendigkeit angezogen, es sei denn aus Abneigung und aus dem Wunsch, beides zu ersticken. Sie hassen das Leben, weil sie sich seiner nicht erfreuen oder keine Kontrolle darüber ausüben können. Sie leiden an der einzigen wirklichen Perversion, die es gibt, nämlich vom Toden angezogen zu werden. [...]

Eine solche das Leben liebende Einstellung ist freilich nur schwer in Erfahrung zu bringen in einer Kultur, für die Ergebnisse wichtiger sind als der Prozess, für die die Dinge wichtiger sind als das Leben, die die Mittel zu Zwecken macht und die uns anhält, unseren Verstand zu gebrauchen, wenn unser Herz gefragt ist. Einen anderen Menschen zu lieben und das Leben zu lieben lässt sich nicht durch Akkordarbeit erreichen. Beim Sex funktioniert das; bei der Liebe jedoch nicht. Ohne eine Lust an der Stille gibt es keine Liebe. Sie ist eine Fähigkeit, sich am *Sein* zu erfreuen anstatt am *Tun*, am *Haben* oder am *Gebrauchen*.

*(Die Faszination der Gewalt und die Liebe zum Leben
(1967e), GA XI, S. 340 und 345-347.)*

8. Produktivität als lebensförderndes Syndrom

Liebe, Solidarität, Gerechtigkeit und Vernunft stehen in Wechselbeziehung miteinander. Sie alle sind Manifestationen der gleichen produktiven Orientierung, die ich als „lebensförderndes Syndrom“ bezeichnen möchte. Andererseits gehören auch Sadomasochismus, Destruktivität, Gier, Narzissmus und inzestuöses Verhalten zusammen und wurzeln in der gleichen Grundorientierung: dem „lebensfeindlichen Syndrom“. Wo man ein Element des Syndroms findet, sind auch die übrigen in verschiedenem Grade vorhanden, was jedoch nicht bedeutet, dass jemand von dem einen *oder* von dem anderen Syndrom beherrscht wird. Tatsächlich sind Menschen, bei denen dies der Fall ist, die Ausnahme. Beim Durchschnittsmenschen findet man eine Mischung beider Syndrome. Das Ausschlaggebende für das Verhalten eines Menschen und für seine Möglichkeiten, sich zu ändern, ist die jeweilige Stärke der beiden Syndrome.

Was die neurophysiologischen Voraussetzungen für die Entwicklung der beiden Arten von Leidenschaften betrifft, so müssen wir davon ausgehen, dass der Mensch unfertig und „unvollendet“ ist. Nicht nur ist sein Gehirn bei der Geburt nicht voll entwickelt, der Zustand mangelnden Gleichgewichts, in dem er sich befindet, macht ihn zu einem Prozess, für den es keine endgültige Lösung gibt.

Aber bleibt er - der Unterstützung durch die Instinkte beraubt und nur mit dem „schwankenden Rohr“ seiner Vernunft ausgerüstet, die ihn so leicht in die Irre führt - ganz ohne Hilfe von Seiten seiner neurophysiologischen Ausrüstung?

Wollten wir dies annehmen, so würden wir einen wichtigen Punkt übersehen. Sein Gehirn, das dem der Primaten nicht nur hinsichtlich seiner Größe, sondern auch hinsichtlich der Qualität und Struktur seiner Neuronen so hoch überlegen ist, besitzt die Fähig-



keit, zu erkennen, welche Ziele zur physischen und psychischen Gesundheit und zum Wachstum führen. Es kann sich Ziele setzen, die zur Realisierung der wahren, vernünftigen Bedürfnisse führen, und der Mensch kann seine Gesellschaft so organisieren, dass diese Realisierung zustande kommt. Der Mensch ist nicht nur unfertig, unvollendet und mit Widersprüchen belastet; man kann ihn auch definieren als *ein Wesen, das aktiv nach seiner optimalen Entwicklung sucht*, wenn auch diese Suche oft scheitern muss, weil die äußeren Bedingungen zu ungünstig sind. [...]

Die hier vertretene Auffassung nimmt an, dass der Mensch ein immanentes Ziel besitzt und dass seine biologische Konstitution die Quelle von Lebensnormen ist. Er hat die Möglichkeit, zu voller Entwicklung und zu vollem Wachstum zu gelangen, *vorausgesetzt, dass die gegebenen äußeren Bedingungen diesem Ziel günstig sind*. Das bedeutet, dass es spezifische Umweltbedingungen gibt, die zum optimalen Wachstum des Menschen und - sofern unsere Annahmen korrekt sind - zur Entwicklung des lebensfördernden Syndroms führen. Andererseits wird der Mensch in dem Maß, wie diese Bedingungen nicht vorhanden sind, zu einem in seiner Entwicklung gehemmten Wesen, das durch das lebensfeindliche Syndrom gekennzeichnet ist. [...]

Die Frage, die wir uns zu stellen haben, lautet demnach: *Welches sind die Umweltbedingungen, die zur vollen Entwicklung aller Möglichkeiten des Menschen führen?* [...] Ein Überblick über die Geschichte ebenso wie die Erforschung der einzelnen Individuen zeigt, dass das Vorhandensein von Freiheit und aktivierenden Reizen und das Fehlen ausbeuterischer Kontrolle sowie das Vorhandensein von auf die Entwicklung des Menschen ausgerichteten Produktionsmethoden denn menschlichen Wachstum förderlich sind und dass umgekehrt entgegen gesetzte Bedingungen sich ungünstig auswirken. Außerdem werden sich immer mehr Menschen der Tatsache bewusst, dass nicht das Vorhandensein oder Fehlen der einen oder anderen Bedingung von Bedeutung ist, sondern dass es auf ein ganzes System von Faktoren ankommt. Das bedeutet, dass die allgemeinen Bedingungen, die zur vollsten Entfaltung des Menschen führen - und natürlich hat jedes Stadium der individuellen Entwicklung seine eigenen spezifischen Notwendigkeiten - nur in einem Gesellschaftssystem zu finden sind, in dem verschiedene günstige Bedingungen zusammenwirken und so den richtigen Boden sichern. [...]

(*Anatomie der menschlichen Destruktivität* (1973a), GA VII, S. 230 und 235f.)

9. Produktivität als Ergebnis von aktivierenden Reizen und neuronaler Aktivität

In der psychologischen und neurophysiologischen Literatur bezeichnet der Begriff „Stimulus“ (Reiz) fast ausschließlich das, was ich hier einen „einfachen“ Stimulus nenne. Wenn sich ein Mensch in Lebensgefahr befindet, reagiert er einfach und direkt, fast reflexartig, denn diese Reaktion beruht auf seiner neurophysiologischen Organisation. Das gleiche gilt für andere physiologische Bedürfnisse wie Hunger und bis zu einem gewissen Grade auch für die Sexualität. Der Betreffende „reagiert“, aber *er „agiert“ nicht* - was heißen soll, dass er keine Reaktion aktiv integriert, die über die minimale Aktivität hinausgeht, die notwendig ist, um wegzulaufen, anzugreifen oder sexuell erregt zu werden. Man könnte auch sagen, dass bei dieser Art der Reaktion das Gehirn und der gesamte physiologische Apparat *für* den Menschen agieren.



Was man gewöhnlich übersieht, ist die Tatsache, dass es auch noch eine andere Art von Reiz gibt, der *den Betreffenden dazu stimuliert, aktiv zu werden*. Ein derartiger aktivierender Stimulus könnte zum Beispiel ein Roman, ein Gedicht, eine Idee, eine Landschaft, ein Musikstück oder eine geliebte Person sein. Keiner dieser Reize verursacht eine einfache Reaktion; sie fordern uns sozusagen auf zu reagieren, indem wir uns aktiv und teilnehmend auf diese Reize beziehen; dass wir an unserem „Objekt“ aktiv *interessiert* werden und immer neue Aspekte an ihm sehen und entdecken (damit hört es auf, ein bloßes Objekt zu sein); es geschieht dadurch, dass wir immer wacher und aufmerksamer werden. Wir bleiben nicht das passive Objekt, auf das der Reiz einwirkt, nach dessen Melodie unser Körper zu tanzen hat. Stattdessen bringen wir unsere eigenen Fähigkeiten zum Ausdruck, indem wir zur Welt bezogen sind. Wir werden aktiv und produktiv. Der einfache Stimulus produziert einen *Trieb* - das heißt, der Betreffende wird davon angetrieben; der aktivierende Stimulus mobilisiert ein *Streben*, das heißt, der Betreffende strebt aktiv nach einem bestimmten Ziel.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Reizen und Reaktionen hat sehr wichtige Konsequenzen. Reize der ersten, „einfachen“ Art werden, wenn sie über eine bestimmte Schwelle hinaus wiederholt werden, nicht mehr registriert und verlieren ihre stimulierende Wirkung. (Es ist dies auf ein neuro-physiologisches Sparsamkeitsprinzip zurückzuführen, das die Wahrnehmung von Reizen eliminiert, die durch ihre häufige Wiederholung anzeigen, dass sie nicht wichtig sind.) Eine fortdauernde Stimulation setzt voraus, dass der Reiz entweder an Intensität zunimmt oder sich seinem Inhalt nach ändert; ein gewisses Element der Neuheit ist erforderlich.

Aktivierende Reize haben eine andere Wirkung. Sie bleiben nicht „dieselben“. Dadurch dass sie eine produktive Reaktion hervorrufen, sind sie immer neu, ändern sie sich ständig: derjenige, der stimuliert wird (der „Stimulierte“) macht den Stimulus lebendig und verändert ihn dadurch, dass er immer neue Aspekte an ihm entdeckt. Zwischen dem Stimulus und dem „Stimulierten“ besteht eine Wechselbeziehung und nicht die mechanische Einweg-Beziehung $S(\text{timulus}) \rightarrow R(\text{esponse})$.

Jeder wird diesen Unterschied durch eigene Erfahrung leicht bestätigt finden. Man kann ein griechisches Drama, ein Gedicht von Goethe, einen Roman von Kafka, eine Predigt von Meister Eckhart, eine Abhandlung von Paracelsus, Fragmente der vorsokratischen Philosophen, die Schriften von Spinoza oder Karl Marx immer wieder lesen, ohne sich jemals dabei zu langweilen. Natürlich sind diese Beispiele rein persönlich, und jeder kann sie durch andere ersetzen, die ihm näher liegen. Derartige Stimuli sind stets lebendig, sie wecken den Leser auf und erhöhen sein Wahrnehmungsvermögen. Ein billiger Roman dagegen wird beim zweiten Lesen langweilig und bringt uns zum Einschlafen. [...]

Diese Beschreibung ist jedoch durch den Hinweis zu qualifizieren, dass es dabei nicht nur auf den Reiz allein ankommt. Das stimulierendste Gedicht oder der reizvollste Mensch werden auf jemanden keinerlei Wirkung ausüben, der durch seine eigene Angst, durch seine Hemmungen, seine Faulheit und Passivität zu einer aktiven Reaktion nicht fähig ist. Der aktivierende Reiz erfordert einen „empfindlichen“ Reizempfänger, wenn er eine Wirkung haben soll - empfindlich nicht in dem Sinn, dass er gebildet ist, sondern dass er menschlich reaktionsfähig ist. Andererseits braucht ein innerlich voll lebendiger Mensch zu seiner Aktivierung nicht unbedingt einen speziellen Außenreiz; er schafft sich



in Wirklichkeit seine Reize selbst. Man kann diesen Unterschied deutlich bei Kindern beobachten. Bis zu einem gewissen Alter (etwa fünf Jahren) sind sie so aktiv und produktiv, dass sie sich ihre eigenen Reize „machen“. Sie schaffen sich eine ganze Welt aus Papierschnitzeln, Holz, Steinen, Stühlen und praktisch allem, was ihnen in die Hände kommt. Aber mit etwa sechs Jahren, wenn sie in die Erziehungsmühle geraten, werden sie fügsam, unspontan und passiv, und sie verlangen nach Stimulationen, bei denen sie selbst passiv bleiben können und nur zu „re-agieren“ brauchen. Sie wollen jetzt kompliziertes Spielzeug haben, das ihnen nach kurzer Zeit langweilig wird. Kurz, sie benehmen sich genau so, wie es die Erwachsenen mit ihren Wagen, Kleidern, Reisezielen und Sexualpartnern machen.

Es besteht noch ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen den einfachen und den aktivierenden Reizen. Wer von einem einfachen Reiz getrieben ist, erlebt eine Mischung von Erlösung, Kitzel und Befriedigung; sobald er befriedigt ist, „hat er genug“. Dagegen besitzt der aktivierende Reiz keinen Sättigungspunkt - das heißt, er gibt dem Betreffenden nie das Gefühl, „genug zu haben“, außer natürlich, wenn körperliche Ermüdung einsetzt.

Ich glaube, dass man ein auf neurophysiologische und psychologische Daten begründetes Gesetz in bezug auf den Unterschied zwischen den beiden Arten von Reizen aufstellen kann: Je „einfacher“ ein Stimulus ist, um so häufiger muss er sich in bezug auf seine Intensität bzw. Art ändern; je aktivierender er ist, um so länger bleibt seine Stimulierungsfähigkeit erhalten und um so weniger ist es notwendig, ihn nach Intensität und Inhalt zu verändern.

(Anatomie der menschlichen Destruktivität (1973a) GA VII, S. 216-218.)

Die Nervenzellen zeigen ein bemerkenswertes Maß an Aktivität wie an Integration. Im Gegensatz zu Annahmen, die der Stimulus-Response-Psychologie zugrunde liegen, „reagiert das Gehirn nicht nur auf äußere Anreize, sondern ist selbst spontan aktiv.“² [...] Die spontane elektrische Aktivität der Gehirnzellen beginnt bereits im embryonalen Stadium und hört niemals auf. [...]

Auch das neurophysiologische Phänomen der sogenannten Lustzentren scheint auf die Tatsache hinzuweisen, dass das Gehirn nach Aktivierung verlangt. [...] Die Forschungen von Robert G. Heath³ zeigen, dass die Stimulation des Septums sexuelle Erregung hervorrufen kann und dass umgekehrt sexuelle Erregung im EEG in Verbindung mit dem Septum erscheint. Heath brachte mit seinen Beobachtungen einen Fortschritt, der sämtliche hedonistischen Konzepte zu transzendieren scheint. Er entdeckte nämlich, dass die elektrische Stimulierung des Septums zur Wahrnehmung eines aktiven Interesses führen kann, etwa eines intellektuellen Interesses oder anderer Arten von Interessiertheit, die nicht mit der Befriedigung von sexuellem Verlangen oder von Hunger in Beziehung stehen. In einem Fall beobachtete er, dass während des Lösungsprozesses eines interessan-

² Livingston, R. B., 1967: „Brain Circuitry Relating to Complex Behavior“, in: *The Neurosciences, A Study Program*, hrsg. von G. C. Quarton, T. D. Melnechuk, F. O. Schmitt, Bd. 1, New York 1967 (Rockefeller Univ. Press), S. 499-515, hier S. 501.

³ Heath, R. G., 1964: „Pleasure Response of Human Subjects to Direct Stimulation of the Brain: Psychologic and Psycho-dynamic Considerations“, in: R. G. Heath (Hg.), 1964, *The Role of Pleasure in Behavior*, New York 1964 (Harper and Row).



ten mathematischen Problems im EEG eine Aktivität im Septum nachweisbar war. Darum glaubt Heath auch, wie er mir in Gesprächen verdeutlichte, dass die Aktivierung der Lust-Zone vermutlich das Ergebnis eines Prozesses ist, bei dem der Betreffende ein aktives Interesse an der Welt außerhalb entwickelt. (In meine eigene Begrifflichkeit übersetzt, würde dies bedeuten, dass es statt eines passiv-rezeptiven Interesses ein [neurophysiologisch erklärbares] produktives Interesse gibt.) Seine Entdeckungen deuten mit anderen Worten auf die Tatsache hin, dass das aktive Interesse des Menschen an der Welt außerhalb von ihm schon in der Struktur seines Gehirns begründet ist, und nicht erst durch von außen kommende Belohnungen gefördert werden muss. Fehlt einem Menschen dieses aktive Interesse, dann ist er krank, ja er leidet in Wirklichkeit an einer schweren Erkrankung, die Heath jedoch nicht als eine psychotische Depression diagnostiziert. Die wichtige Schlussfolgerung aus diesen Erkenntnissen lautet demnach: Ein Mensch, der unfähig ist, nach Lust zu suchen, und der - auf einer höheren Ebene seiner Persönlichkeit - unfähig ist, ein aktives Interesse an Menschen, Dingen und Ideen zu entwickeln, ist *krank* und eben nicht, wie das Axiom [von der angeborenen Faulheit des Menschen] glauben machen will, auf „normale“ Weise träge.

(*Ist der Mensch von Natur aus faul?* (1991h [1974]), GA XII, S. 172, 174f.)

10. Produktivität als Orientierung am Sein

Die Voraussetzungen für die Existenzweise des Seins sind Unabhängigkeit, Freiheit und das Vorhandensein kritischer Vernunft. Ihr wesentlichstes Merkmal ist die Aktivität, nicht im Sinne von Geschäftigkeit, sondern im Sinne eines inneren Tätigseins, des produktiven Gebrauchs der menschlichen Kräfte. Tätigsein heißt, seinen Anlagen, seinen Talenten, dem Reichtum menschlicher Gaben Ausdruck zu verleihen, mit denen jeder - wenn auch in verschiedenem Maße - ausgestattet ist. Es bedeutet, sich selbst zu erneuern, zu wachsen, sich zu verströmen, zu lieben, das Gefängnis des eigenen isolierten Ichs zu transzendieren, sich zu interessieren, zu lauschen, zu geben. Keine dieser Erfahrungen ist jedoch vollständig in Worten wiederzugeben. Worte sind Gefäße, die wir mit Erlebnissen füllen, doch diese quellen über das Gefäß hinaus. Worte weisen auf Erleben hin, sie sind nicht mit diesem identisch.

In dem Augenblick, in dem ich ein Erleben vollständig in Gedanken und Worte umsetze, verflüchtigt es sich; es verdorrt, ist tot, wird zum bloßen Gedanken. Daher ist Sein nicht mit Worten beschreibbar und nur durch gemeinsames Erleben kommunikabel. In der Existenzweise des Habens herrscht das tote Wort, in der des Seins die lebendige Erfahrung, für die es keinen Ausdruck gibt. (Natürlich zählt auch das lebendige und produktive Denken zum Sein.) [...]

Sein impliziert die Fähigkeit zur Aktivität (Tätigsein); Passivität schließt Sein aus. Die Worte „aktiv“ und „passiv“ sind jedoch sehr missverständliche Worte, da sich ihre heutige Bedeutung grundlegend von jener unterscheidet, die sie von der klassischen Antike und dem Mittelalter bis zu der Zeit, die nach der Renaissance begann, hatten. Wir müssen zunächst die Begriffe Aktivität und Passivität klären, um den Begriff des Seins verstehen zu können. [...] Aktivität im modernen Sinn unterscheidet nicht zwischen *Tätigsein* und bloßer *Geschäftigkeit*. Es gibt aber einen grundlegenden Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Aktivität, der dem ähnelt, den man zwischen „entfremdeter“ und



„nicht entfremdeter“ Tätigkeit machen würde. In der entfremdeten Aktivität erlebe ich mich nicht als das tätige Subjekt meines Handelns, sondern erfahre das *Resultat* meiner Tätigkeit, und zwar als etwas „da drüben“, das von mir getrennt ist und über mir bzw. gegen mich steht. Im Grunde handle nicht *ich*; innere oder äußere Kräfte handeln *durch mich*. Ich bin vom Ergebnis meines Tätigseins getrennt worden. Der deutlichste Fall entfremdeter Aktivität ist im psychopathologischen Bereich die zwangsneurotische Persönlichkeit. Sie steht unter dem inneren Drang, etwas gegen den eigenen Willen zu tun - Stufen zu zählen, bestimmte Redewendungen zu wiederholen, gewisse private Rituale zu vollziehen. Sie kann bei der Verfolgung eines Zieles äußerst „aktiv“ sein, aber sie wird dabei, wie psychoanalytische Untersuchungen überzeugend gezeigt haben, von einer inneren Macht angetrieben, deren sie sich nicht bewusst ist. Ein ebenso eindeutiges Beispiel entfremdeter Aktivität ist das posthypnotische Verhalten. Ein Mensch, dem in der hypnotischen Trance ein bestimmter Befehl erteilt wurde, führt diesen nach dem Erwachen aus, ohne sich bewusst zu sein, dass er nicht aus *eigenem* Entschluss handelt, sondern den Anweisungen des Hypnotiseurs gehorcht.

Bei nicht-entfremdeter Aktivität erlebe ich *mich* als handelndes *Subjekt* meines Tätigseins. Nichtentfremdete Aktivität ist ein Prozess des Gebärens und Hervorbringens, wobei die Beziehung zu meinem Produkt aufrechterhalten bleibt. Dies bedeutet auch, dass meine Aktivität eine Manifestation meiner Kräfte und Fähigkeiten ist, dass ich und mein Tätigsein und das Ergebnis meines Tätigseins eins sind. Diese nicht entfremdete Aktivität bezeichne ich als *produktives Tätigsein*. (Den Begriff „spontanes Tätigsein“ habe ich in *Die Furcht vor der Freiheit* (1941a) verwendet; in den Schriften danach spreche ich von „produktivem Tätigsein“.)

„Produktiv“ im hier gebrauchten Sinn bezieht sich nicht auf die Fähigkeit, etwas Neues oder Originales zu schaffen, es ist nicht gleichbedeutend mit der Kreativität eines Künstlers oder Wissenschaftlers. Es geht hier weniger um das Produkt meiner Aktivität als vielmehr um deren *Qualität*. Ein Gemälde oder eine wissenschaftliche Abhandlung können sehr unproduktiv, das heißt steril sein; andererseits kann der Prozess, der in einem Menschen vor sich geht, der sich seiner selbst zutiefst bewusst ist, oder der einen Baum wirklich „sieht“, statt ihn bloß anzuschauen, oder der ein Gedicht liest und die Gefühle nachempfindet, die der Dichter in Worten ausgedrückt hat, produktiv sein, obwohl nichts „geschaffen“ wird. Produktives Tätigsein bezeichnet den Zustand innerer Aktivität, sie muss nicht notwendigerweise mit der Hervorbringung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Werkes bzw. von etwas „Nützlichem“ verbunden sein. Produktivität ist eine Charakter-Orientierung, zu der jeder Mensch fähig ist, der nicht emotional verkrüppelt ist. Der produktive Mensch erweckt alles zum Leben, was er berührt. Er gibt seinen eigenen Fähigkeiten Leben und schenkt anderen Menschen und Dingen Leben.

Sowohl „Aktivität“ als auch „Passivität“ können zwei völlig verschiedene Bedeutungen haben. Entfremdete Aktivität im Sinne bloßer Geschäftigkeit ist in Wirklichkeit „Passivität“, das heißt Unproduktivität. Hingegen kann Passivität im Sinne von Nichtgeschäftigkeit nichtentfremdete Aktivität sein. Dies ist heute so schwer zu verstehen, weil die meisten Arten von Aktivität entfremdete „Passivität“ sind, während produktive Passivität selten erlebt wird. [...]

Wir Menschen haben ein angeborenes, tief verwurzeltes Verlangen zu *sein*: unseren Fähigkeiten Ausdruck zu geben, tätig zu sein, auf andere bezogen zu sein, dem Kerker



der Selbstsucht zu entfliehen.

(*Haben oder Sein* (1976a) GA II, S. 333-335 und 341.)

Literaturnachweise

- Erich Fromm, *Gesamtausgabe in zwölf Bänden* (GA), hg. von Rainer Funk, Stuttgart und München 1999
(Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag):
- 1941a Die Furcht vor der Freiheit (*Escape from Freedom*), GA I, S. 215-392
 - 1947a Psychoanalyse und Ethik. Bausteine zu einer humanistischen Charakterologie (*Man for Himself. An Inquiry into the Psychology of Ethics*), GA II, S. 1-157
 - 1955a Wege aus einer kranken Gesellschaft (*The Sane Society*), GA IV, S. 1-254 (früherer deutscher Titel: Der moderne Mensch und sein Zukunft)
 - 1964a Die Seele des Menschen. Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen (*The Heart of Man. Its Genius für Good and Evil*), GA II, S. 159-268 (früherer deutscher Titel: Das Menschliche in uns)
 - 1967c Die Faszination der Gewalt und die Liebe zum Leben (*Do We Still Love Life?*), GA XI, S. 339-348
 - 1970b mit Michael Maccoby: Psychoanalytische Charakterologie in Theorie und Praxis. Der Gesellschafts-Charakter eines mexikanischen Dorfes (*Social Character in a Mexican Village. A Sociopschoanalytic Study*), GA III, S. 231-540
 - 1973a Anatomie der menschlichen Destruktivität (*The Anatomy of Human Destructiveness*), GA VII
 - 1976a Haben oder Sein (*To Have Or to Be?*), GA II, S. 269-414
 - 1991h [1974] Ist der Mensch von Natur aus faul?, GA XII, S. 161-192